



Über Architektur tanzen

Milan Bulaty

Als ich einmal bei Ikea in Berlin-Tempelhof war, konnte ich meine Blicke nicht von den anderen Kunden abwenden. Zunächst hörte ich viele verschiedene Sprachen und schaute deshalb genauer hin. Sie kamen offenbar aus der ganzen Welt – sie waren jung und alt und alles dazwischen. Mir schienen auch fast jegliche Schichten der Gesellschaft vertreten. Ich beobachtete, wie Freunde, Verliebte und Familien über die Schönheit von Regalen, Sofas oder Tischen diskutierten, ja sogar stritten. Jeder wollte geschmackvolle Möbel kaufen und damit die eigene Wohnung ansprechend gestalten.

Wir alle möchten uns in schönen Räumen aufhalten. Es scheint ein universelles Bedürfnis zu sein. In schönen Räumen fühlen wir uns gut. Wir können in ihnen besser arbeiten, besser entspannen, besser leben. Gleichzeitig soll die Raumgestaltung bestimmten Zwecken dienen, und die Möbel sollen entsprechend funktional sein. Über Letzteres kann man sich leichter verständigen als über Ersteres. Schön ist ein Raum dann, wenn wir ihn so empfinden. Doch was schön für den einen ist, ist es nicht unbedingt für den anderen. Während meines Philosophiestudiums habe ich mich wenig mit Ästhetik beschäftigt und im Bibliotheksreferendariat habe ich vieles gelernt, nicht aber, wie man eine schöne Bibliothek baut. Ich wusste nur: Wir Menschen streben nach Schönheit – beim eigenen Aussehen, bei der Kleidung und in den Umgebungen, in denen wir uns aufhalten. Wir lieben schöne Gestalten, Bewegungen und Gerüche. Wir begeistern uns für eine faszinierende Atmosphäre und einen tollen Klang. Wenn wir darüber sprechen oder schreiben, verwenden wir Vergleiche. Und meistens scheitern wir. Nachdem Baugenehmigung und Finanzierung für eine neue Zentralbibliothek der Humboldt-Universität zu Berlin gesichert waren, mussten wir festlegen, was wir eigentlich wollten. Wir hatten damals bereits Erfahrung mit Umgestaltungen und Renovierungen sowie Bauprojekten im gesamten Bibliothekssystem. Die Aufgabe war also nicht ganz neu, aber wegen der Größe des Bauvorhabens und der exponierten Lage direkt am S-Bahnhof Friedrichstraße sowie der Bedeutung für die Universität sehr viel schwieriger. Die Bibliothek war der erste Neubau der Humboldt-Universität nach der Wende in Berlin-Mitte. Alle wünschten sich, er solle die in vielerlei Hinsicht erneuerte Alma Mater repräsentieren. Je mehr ich mich bei den Mitgliedern der Universität umhörte, desto unmöglicher erschien es mir, die unterschiedlichen Vorstellungen unter einen Hut zu bringen und im Wettbewerb einen passenden Entwurf auszuwählen.

Damals – zu Beginn des 21. Jahrhunderts – wurde schon lebhaft über die Funktion von Bibliotheken gestritten. Die Digitalisierung begann, und wir konnten uns vorstellen, dass der gesamte Bibliotheksbestand für alle abrufbar im Internet präsentiert werden könnte. Wäre es nicht sinnvoller, das Geld für ein Rechenzentrum und die Digitalisierung zu verwenden? Bräuchten wir überhaupt noch ein Bibliotheksgebäude? Noch dazu einen Neubau? Auch ich stellte mir diese Fragen. Schon mehrmals im Leben hatte ich mich über zukünftige Entwicklungen geirrt und es dann entsprechend ausgebadet. Deswegen rechnete ich damit, dass ich mit meiner Einschätzung falsch liegen könnte. Dennoch

glaubte ich: Wenn wir eine Universitätsbibliothek bauen, muss sie etwas bieten, was es so woanders nicht gibt – einen großen Lesesaal mit einmaliger Atmosphäre. Einen Raum, in dem man hochkonzentriert lesen und schreiben und denken kann – und gleichzeitig Teil eines Miteinanders ist. Ein Raum, der einsames Arbeiten ermöglicht und gemeinsames Erleben. Ich erinnerte mich an mein eigenes Studium in Prag, Freiburg und Heidelberg – im Gedächtnis tauchten liebenswert altmodische Lesesäle auf, unterschiedliche Baustile, reizvolle Lichtverhältnisse, schwer zu beschreibende, aber angenehme Arbeitsatmosphären. In Diskussionen um das Konzept konnte ich nahe Kollegen überzeugen, und deswegen enthielt unsere öffentliche Ausschreibung auch die Forderung nach einem zentralen Lesesaal. Das Preisgericht entschied sich schlussendlich für den Entwurf von Max Dudler, weil er eben diese Anforderung originell löste. Es wäre nicht redlich zu verschweigen, dass viele Fachleute unser Konzept und die daraus folgenden Entscheidungen nicht teilten. Da nicht für mich privat gebaut werden sollte, sondern für die Öffentlichkeit, habe ich Kritik und Zweifel sehr ernst genommen. Hinzu kam die Aufgabe, Ausgaben von mehr als 70 Millionen Euro zu verantworten. Ich zweifelte nicht, dass Schönheit und Atmosphäre des Neubaus das wichtigste Ziel seien; ich bekam Bedenken, ob meine subjektive Vorstellung von Schönheit und einzigartiger Atmosphäre von anderen geteilt würde. Hingegen schienen Anforderungen wie die natürliche Beleuchtung von Leseplätzen, der freie Zugang zu Büchern und Zeitschriften sowie insgesamt eine hohe Aufenthaltsqualität Konsens zu sein. Als zukünftige Nutzer haben wir mit Max Dudler und seinen Mitarbeitern wichtige Aspekte des Neubaus intensiv diskutiert und uns gemeinsam viele andere Bibliotheken angeschaut. Immer wieder kamen dabei dieselben Fragen auf: Was wollen wir? Was ist schön? Wie kann eine Atmosphäre entstehen, mit der alle – die zukünftigen Besucher, wir Bibliothekare und die Architekten – zufrieden sind? Ich lernte dabei nicht nur, dass viele Augenpaare mehr und anders sehen und dass andere Perspektiven zu klareren Entscheidungen beitragen, sondern auch, wie wichtig es ist, gemeinsame Überzeugungen und Ziele zu haben. Natürlich erfuhr ich auch sehr viel über Architektur und über Bauhandwerk. Als mich Max Dudler fragte, was schön sei, kam ich ins Stottern. Auf Schönheit zu verweisen, wenn wir sie sahen war einfacher. So konnten wir uns bei Besichtigungen in ganz Europa leicht einigen, was schön war und wieso. Wir standen mitten in einer Bibliothek und erkannten, wie Symmetrie einen Raum harmonisch strukturiert, wie indirektes Licht eine leichte und beschwingte Atmosphäre erzeugt, wie Möbel aus Holz ein Wohlfühlen erlauben. Gerade weil in einem schönen, alten Lesesaal besondere Stille herrschte, spürte man dort einen gewissen Beat.

Mich hat sehr beeindruckt, wie die beiden Projektleiter des Büros Dudler wirklich die gesamte Gestaltung der neuen Bibliothek mit uns diskutiert haben. Wände, Böden, Beleuchtung, Regale, Tische und Stühle – in vielen kleinen und großen Schritten ist die angestrebte Schönheit entwickelt worden. Ich erinnere mich an eine Sitzung, auf

der wir die Farbgestaltung der Bibliotheksräume festlegen wollten. Je länger wir redeten, desto deutlicher wurde, wie kompliziert und schwierig es ist, das Kolorit der Holzverkleidung abzustimmen mit denjenigen für Wände, Böden und Möbel. Die Farben sollten unterschiedlich sein, aber auch miteinander harmonieren – sie sollten Akzente setzen und Funktionen verdeutlichen. Architekten, Vertreter der Universität sowie der Senatsverwaltung und Bibliothekare drehten sich im Kreis und kamen zu keinem Ergebnis. Irgendwann sprach Max Dudler die entscheidenden Worte: „Schluss jetzt! Wir bestimmen zuerst die Farbe des Holzes, danach werden wir die Farben der anderen Dinge festlegen.“ Tatsächlich ging es so dann recht schnell, und wir verständigten uns auf die Verwendung von kanadischer Kirsche für die Wandvertäfelungen. Auch die notwendigen weiteren Abstimmungen gingen relativ leicht und flott über die Bühne. Wir haben uns stets mit Worten verständigt, obwohl Max Dudler und seine Mitarbeiter mehr als einmal betonten, dass sie sehr viel leichter gute Architektur entwerfen als über sie sprechen könnten. Als mir vor einiger Zeit der Ausspruch „Writing about music is like dancing about architecture“ wieder einmal begegnete, fielen mir gleich unsere damaligen Auseinandersetzungen ein. Die Vorstellung Architektur zu tanzen oder vielmehr die (Un-)Möglichkeit Architektur zu tanzen gefiel mir sehr und ich erinnerte meine allererste Reaktion auf den fast fertigen, vertäfelten Lesesaal: Einige Monate vor Beendigung der Bauarbeiten hatte ich Urlaub und fuhr mit meiner Frau in die Alpen zum Skifahren. Selbst dort sorgte ich mich um die zukünftige Schönheit der Bibliothek, um ihre Anziehungskraft für Studenten und um die Wirkung auf das kritische Berlin. Die sportliche Bewegung in der kühlen, klaren Luft machte so müde, dass ich immerhin tief und erholungsschlafen konnte. Dennoch war ich unruhig und unsicher, weshalb wir gleich am Tag unserer Rückkehr auf die Baustelle gingen. Ich wollte die Fortschritte sehen und war gespannt auf die Wirkung der im Inneren liegenden Leseterrassen. Noch heute kann ich das Gefühl abrufen, das mich damals übermannte. Ich sah die leeren Terrassen und ihre Verkleidung aus kanadischer Kirsche – und ich sprang wie verrückt hoch, hüpfte wild herum, umarmte meine Frau und schrie: „Wir haben gewonnen!“ Es war nichts weiter als ein ausgelassener FreudentANZ über gelungene Architektur.